



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 13 (1985)

DOI: 10.11588/fr.1985.0.52547

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Die Herausgeber haben alles getan, um dem Leser den Zugang zum ›Le Charivari‹ zu öffnen. Wir lernen eingangs die Schicksale der satirischen Tageszeitung »unter vier politischen Systemen« bis 1882 und damit von der Welt der Zensur bis zum angeblich »freiesten Pressegesetz der Welt« des Jahres 1881 kennen. Den Hauptteil bilden die Abschnitte, in denen – auch hier epochenweise – die Karikaturen jeweils geschichtlich erläutert werden, um die Satiren und Anspielungen verständlich zu machen. Der Leser wird hier oft zum Verständnis des Dargestellten nachschlagen müssen.

Nachdenklich stimmt der Abschnitt, der die Entwicklung von ›Le Charivari‹ und seinen Erben bis vor die Schwelle des Zweiten Weltkriegs weiterführt, zugleich auch die Veränderungen im Rahmen der Dritten Republik kennzeichnet. Es charakterisiert die bürgerlich-republikanische Tradition von ›Le Charivari‹, daß nach dem Wahlsieg des Sozialisten Léon Blum vom 23. Mai 1936 dieser erfolgreiche Politiker als der böse Wolf skizziert wird, der das Rotkäppchen – Frankreich – wie im Märchen verschlingt. Die Herausgeber vergaßen nicht, auch das Ende von ›Le Charivari‹ zu notieren. Es unterstreicht nur die Bedeutung, die unser satirisches Blatt sich seit mehr als 100 Jahren erworben hatte, daß im Jahre 1957 ein Pariser Verleger für ein neues – übrigens zweifelhaftes – Blatt aus einem vergilbten Zeitungskatalog noch einmal ›Le Charivari‹ als wirkungsvollen Titel sich aussuchte. Auch eine 60-seitige Vierteljahresschrift, die sich mit innerpolitischen Problemen ihrer Zeit befaßte, wählte ›Le Charivari‹ noch einmal als zugkräftigen Titel, hatte aber mit dem republikanischen Blatt von 1832 nichts als den Namen gemein.

Es war sinnvoll und notwendig, nach der großen Bilderserie eine Reihe von Biographien folgen zu lassen, unter denen der Gründer des ›Charivari‹, Charles Philipon zu Recht einen besonderen Rang einnimmt. Es hätte aber etwas Wesentliches gefehlt, wenn nicht Koch-Sagave zum Schluß eine Reihe von Porträts der großen satirischen Zeichner dieses berühmten Blattes gebracht hätten. Wenn etwa Cham 36 Jahre am ›Le Charivari‹ wirkte, so konnte weder er noch andere Kollegen die Bedeutung von Honoré Daumier erreichen. Der große – immer ernster werdende – Karikaturist hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß der Titel ›Le Charivari‹ ein Begriff geblieben ist. Man kann sogar sagen, daß die bevorzugten Objekte seiner Bildnisse wie Louis Philippe oder der preußische Soldat mit der Pickelhaube nicht zuletzt durch den genialen Satiriker Unsterblichkeit erlangt haben. Wir erfahren aber auch, welche Zeitprobleme Daumier wie die Emanzipation der Französinen seit 1848 oder den utopischen Sozialismus durch seinen Stift verewigt hat. Immer wieder künden dunkelflächige Zeichnungen Daumiers an, wie Frankreich vor und erst recht nach Sedan von der neuen Militärmacht Preußen-Deutschland bedroht und geschlagen wird, wenn auch Daumier das Thema ›Revanche‹ weiterhin zum Gegenstand seiner Zeichnungen erhebt.

Das Ganze bietet sich uns an als eine vorzügliche Einführung in das Metier der satirischen Zeitschriften, – belehrend und in jeder Hinsicht heiter-interessant.

Eberhard NAUJOKS, Tübingen

Arno J. MAYER, Adelsmacht und Bürgertum. Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848–1914, München (Verlag C. H. Beck) 1984, 342 S.

Die vielschichtigen Veränderungen im Verlauf des 19. Jhs. als Aufstieg des Bürgertums, als technologischen Fortschritt, als Liberalisierung der Gesellschaft und Vergesellschaftung des Staates zu beschreiben, gehört seit langem zu den bevorzugten Klassifizierungen der historischen Forschung. Zwar richtete sich der Blick in den vergangenen Jahren auch wieder verstärkt auf die Kräfte der Tradition, des Beharrens und der Erosion liberaler Werte, doch dürfte die vorherrschende Interpretation dieser Epoche selten so entschieden und so umfassend in Frage gestellt worden sein wie nunmehr von dem in Princeton lehrenden Historiker Arno J. Mayer. In

brillanter Einseitigkeit deutet Mayer die Zeit zwischen den Revolutionen von 1848 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges als gewaltigen Selbstbehauptungskampf des europäischen Adels sowie seiner Wert- und Ordnungsvorstellungen. Auch wenn sein Buch wohl kaum als eine Art Mäeutik gedacht sein dürfte, die dazu anregen soll, die bekannten Positionen erneut und besser zu begründen, verdient es doch eine größere Beachtung als in vorschneller Polemik und einigen erbosten Rezensionen zum Ausdruck kommt.

Als durchaus lobenswert kann zunächst angesehen werden, daß der Autor einleitend klar die Prämissen nennt, von denen seine Darstellung ausgeht. Die wichtigste dieser Voraussetzungen stellt die These dar, »...daß die europäische Gesellschaft bis zum Ersten Weltkrieg noch durch und durch vorindustriell und vorbürgerlich war« (S. 10). Hiermit verknüpft er zweitens die Behauptung, daß der Kriegausbruch 1914 »nichts anderes« darstelle »als ein letztes Sich-Aufbäumen der europäischen anciens régimes« (S. 9), die dann – drittens – in einem quasi Dreißigjährigen Krieg zwischen 1914 und 1945 unheilvoll ihren Untergang fanden. Zwar räumt Mayer ein, daß sein Buch »...keine ausgewogene Deutung der europäischen Entwicklung zwischen 1848 und 1914« bieten, sondern sich »einseitig mit der Resistenz der alten Ordnung beschäftigen« (S. 10f.) wolle, doch sind seine folgenden Ausführungen durchweg gut belegt, klar abgegrenzt und anschaulich dargestellt.

In fünf ausführlichen, essayhaft angelegten Kapiteln untersucht der Autor die Bereiche Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Kultur und Weltanschauung. In der Regel wird jeder untersuchte Aspekt im Hinblick auf die verschiedenen europäischen Großmächte differenziert und auf Ausnahmen (meist Großbritannien oder Frankreich) hingewiesen. In diesem Sinne beleuchtet das erste Kapitel zum einen die ungebrochene Überlegenheit, die die grundbesitzende Aristokratie gegenüber der von bürgerlichen Kreisen getragenen Großindustrie behauptete, und zum anderen den anhaltenden Vorsprung der Konsumgüter- vor der Investitionsgüterproduktion. In dem zweiten Kapitel, das die Anpassungsbemühungen des Bürgertums an die Wertmaßstäbe der Adelsmacht beschreibt, wird jedoch bereits eine häufig wiederkehrende Schwäche des Buches deutlich. Indem Mayer zum Beispiel jedes Sich-Einheiraten in Adelsfamilien als gezielten Assimilationsvorgang darstellt, überinterpretiert er nur zu bereitwillig die Intentionalität eines solchen Schrittes und erhebt die Ausnahme zur Regel. Ein weitaus größeres Ungleichgewicht wird im dritten Kapitel deutlich, in dem er zwar Regierung, Verwaltung und Militär als »Bastionen der alten Ordnung« analysiert, von den neuen Aufgaben des Staates, von Bürokratisierung und zunehmender Sozialpolitik allerdings kaum die Rede ist.

In den Kapiteln vier und fünf häufen sich sodann die Fragezeichen, die es an den Text anzubringen gilt. Doch selbst wenn man dem Verfasser zugesteht, daß eine Differenzierung seiner Belege die Gesamtthese des Buches nicht in Frage stellt, und man ihm seine selektiv-einseitige Interpretation nicht zum Vorwurf macht, so bleiben – von einer zum Teil recht arroganten Sprache einmal abgesehen – doch zwei Bedenken unausgeräumt. Zum einen werden die positiven Gegenbegriffe, von denen Mayer seine Verurteilung der alten Ordnung abgrenzt, lediglich behauptet und dürften sich in dieser Form auch wohl kaum als haltbar erweisen. Denn wie sollte sich Konsens darüber erzielen lassen, daß »Liberalismus, aufgeklärtes Fortschrittsdenken und Gleichheit« (S. 271) eine bessere politische Ordnung garantiert hätten? Was berechtigt den Autor zu der Annahme, daß letztlich allein die mangelnde »Toleranz der oberen Schichten...der eigendynamischen Ausbreitung von Rationalität, Fortschritt und Demokratie« (S. 286) im Wege stand? Und worauf gründet sich schließlich die Feststellung, daß lediglich in der Industriearbeiterschaft »eine nennenswerte Bereitschaft zum Widerstand« (S. 319) gegen die zunehmenden Kriegsvorbereitungen existierte? Hieraus ergibt sich auch der zweite Vorbehalt, den es gegen Mayers Interpretation anzumelden gilt: Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges abschließend als den »Auswuchs innerer politischer Spannungen« (S. 301) zu schildern, stellt weniger das Ergebnis einer ausführlichen Analyse dar als vielmehr die Wiederholung der eingangs formulierten Prämisse. Auch bleibt es hinter dem Niveau einiger

vorangegangener Passagen des Buches zurück, wenn der Autor glaubt, die ausschlaggebende Kriegsbereitschaft der »regierenden Eliten« letztlich mit der Ausbreitung des Sozialdarwinismus und der Philosophie Friedrich Nietzsches belegen zu können (vgl. S. 288).

Thomas Paine hat einmal die Klage Edmund Burkes über das Schicksal des französischen Adels mit dem Satz kommentiert: »Er beweint das Gefieder und vergißt darüber den sterbenden Vogel.« Bei der Lektüre des Buches von Arno J. Mayer gewinnt man den Eindruck, daß das bunte Gefieder des sterbenden Vogels seine Verführungskraft bis heute noch nicht ganz verloren zu haben scheint.

Helmut REIFELD, Bonn

Jörg DUPPLER, *Der Juniorpartner. England und die Entwicklung der Deutschen Marine 1848–1890*, Herford (E. S. Mittler & Sohn) 1985, 367 S. (Schriftenreihe des Deutschen Marineinstituts, 7).

Die deutsch-britischen Marinebeziehungen vor dem Ersten Weltkrieg haben immer wieder das Interesse der Historiker erregt. Es ist nur natürlich, daß sich dieses Interesse im wesentlichen auf die Phase wachsender Flottenrivalität zwischen den beiden Großmächten seit dem Beginn des deutschen Schlachtflottenbaus im Jahre 1897 konzentrierte, hatte diese Entwicklung doch maßgeblichen Anteil an der Verursachung der Katastrophe von 1914. Das Verhalten Großbritanniens gegenüber der Entstehung der Deutschen Flotte zwischen 1848 und 1890 ist demgegenüber bisher kaum untersucht worden, worauf Duppler in der Einleitung seines Buches zurecht hinweist (S. 13f.). Dem Ziel, diese Lücke zu schließen, ist das vorliegende Buch, das auf Dupplers Bonner Dissertation beruht, gewidmet.

Duppler zeichnet zunächst die Entstehungsgeschichte der Deutschen Flotte und ihre strategische Zielsetzung vom deutsch-dänischen Krieg im Jahre 1848/49 über den preußischen Flottenbau bis zur ersten Dekade nach der Reichsgründung nach. Es wird dabei deutlich, daß der deutsche Flottenbau jener Jahre nicht gegen Großbritannien gerichtet war, sondern vielmehr darauf abzielte, Deutschland bzw. Preußen in einem Krieg mit seinen kontinentalen Nachbarn auch zur See verteidigungsbereit zu machen. In der ersten Seemacht der Welt, Großbritannien, hoffte man in einem solchen Konflikt möglicherweise einen Bündnispartner zu finden. Tatsächlich wäre der Aufbau einer deutschen Flotte, darauf weist Duppler immer wieder hin, ohne britische »Entwicklungshilfe« nicht oder nur sehr viel langsamer möglich gewesen.

Die Royal Navy war nämlich nicht nur zu allen Zeiten das große Vorbild aller deutschen Marinebestrebungen. Vielmehr wurde die Deutsche Flotte bis weit in die 70er Jahre hinein im wesentlichen durch den Ankauf bzw. Bau von Schiffen in Großbritannien geschaffen. Selbst auf deutschen Werften gebaute Schiffe beruhten auf britischen Konstruktionsplänen oder verfügten doch wenigstens über britische Maschinen. Darüber hinaus wurden deutsche Seeoffiziere häufig in Großbritannien aus- und fortgebildet. Dies und vieles andere mehr schuf enge Beziehungen zwischen der Deutschen Marine und der Royal Navy, die in jeder Hinsicht der Lehrmeister der Deutschen Flotte war.

Ohne die Billigung der politischen Führung Großbritanniens wäre diese Entwicklung natürlich nicht möglich gewesen. Duppler legt auch in diesem Bereich eine im ganzen überzeugende Analyse vor. Er zeigt, daß Großbritannien dem Aufbau einer deutschen Flotte im großen und ganzen aufgeschlossen gegenüberstand. Schon im Gefolge des Helgoländer Zwischenfalls im Jahre 1849 habe sich die britische Regierung keineswegs so ablehnend gegenüber der Reichsflotte verhalten, wie es die Legende haben will. Während des Krieges von 1864 fürchtete London zwar um den Verlust der dänischen Barriere gegen die russische Ostseeflotte und drohte mit einem Eingreifen, doch nachdem die preußische Flotte die dänischen Aufgaben in der westlichen Ostsee übernommen hatte, wurde das britische